

gestellt, wie er auf einem hohen Rosse, mit einem Pinsel in der Hand, vor einer ungeheuer lang angespannten Leinwand hinreitet und im Galop malt; sobald er ans Ende der Leinwand anlangt, ist auch das Gemälde fertig. Welche Menge von colossalen Schlachtfüchsen hat er in der jüngsten Zeit für Versailles geliefert! In der That, mit Ausnahme von Oesterreich und Preußen, besitzt wohl kein deutscher Fürst so viel Soldaten, wie deren Horaz Vernet schon gemalt hat! Wenn die fromme Sage wahr ist, daß am Tage der Auferstehung jeden Menschen auch seine Werke nach der Stätte des Gerichtes begleiten, so wird gewiß Horaz Vernet am jüngsten Tage in Begleitung von einigen Hunderttausend Mann Fußvolk und Cavalerie im Thale Josaphat anlangen. Wie fürchtbar auch die Richter sein mögen, die dorten sitzen werden, um die Lebenden und Todten zu richten, so glaube ich doch nicht, daß sie den Horaz Vernet ob der Ungelehrlichkeit, womit er Juda und Thamar behandelte, zum ewigen Feuer verdammen werden. Ich glaube es nicht. Denn erstens, das Gemälde ist so vortreflich gemalt, daß man schon deshalb den Beklagten freisprechen müßte. Zweitens ist der Horaz Vernet ein Genie, und dem Genie sind Dinge erlaubt, die den gewöhnlichen Sündern verboten sind. Und endlich, wer an der Spitze von einigen 100,000 Soldaten anmarschirt kömmt, dem wird ebenfalls viel verziehen, selbst wenn er zufälligerweise kein Genie wäre.

---

60.

Paris, den 1. Juni 1843.

Der Kampf gegen die Universität, der von clericaler Seite noch immer fortgesetzt wird, so wie auch die entschiedene Gegenwehr, wobei sich besonders Michelet und Duinet hervorthaten, beschäftigt noch immer das große Publicum. Vielleicht wird dieses Interesse bald wieder verdrängt von irgend einer neuen Tagesfrage; aber der Zwist selbst wird so bald nicht geschlichtet sein, denn er wurzelt in einem Zwiespalt, der Jahrhunderte alt ist, und vielleicht als der letzte Grund aller Umwälzungen im französischen Staatsleben betrachtet werden dürfte. Es handelt sich hier weder um Jesuiten noch um Freiheit des Unterrichts; beides sind nur Losungsworte, sie sind keineswegs der Ausdruck dessen, was die Kriegführenden Parteien denken und wollen. Etwas ganz anderes, als man zu gestehen wagt, wo nicht gar das Gegentheil der innern Ueberzeugung, wird auf beiden Seiten ausgesprochen. Man schlägt manchmal auf den Sack und meint den Esel, heißt das altheidische Sprichwort. Wir hegen eine zu gute Meinung von dem Verstande der Universitätsprofessoren, als daß wir annehmen dürften, sie polemisirten im vollsten Ernste gegen

den tobten Ritter Ignaz von Loyola und seine Grabesgenossen. Wir schenken hingegen dem Liberalismus der Gegner zu wenig Glauben, als daß wir ihre radicalen Grundsätze in Betreff der Lehrfreiheit, ihre eifrige Anpreisung der Freiheit des Unterrichts, für baare Münze nehmen möchten. Das öffentliche Feldgeschrei ist hier im Widerspruch mit dem geheimen Gedanken. Gelehrte List und fromme Lüge. Die wahre Bedeutung dieser Zwiste ist nichts anderes als die uralte Opposition zwischen Philosophie und Religion, zwischen Vernunftkenntniß und Offenbarungsglauben, eine Opposition, die, von den Männern der Wissenschaft geleitet, sowohl im Adel wie in der Bürgerschaft beständig gährte, und in den neunziger Jahren den Sieg erfocht. Ja bei einigen überlebenden Acteurs der französischen Staatstragödie, bei den Politikern von tiefster Erinnerung, erlauschte ich nicht selten das Bekenntniß, daß die ganze französische Revolution zuletzt doch nur durch den Haß gegen die Kirche entstanden sei, und daß man den Thron zertrümmerte, weil er den Altar schützte. Die constitutionelle Monarchie hätte sich, ihrer Meinung nach, schon unter Ludwig XVI. festsetzen können; aber man fürchtete, daß der strenggläubige König der neuen Verfassung nicht treu bleiben könne aus frommen Gewissensscrupeln, man fürchtete, daß ihm seine religiösen Ueberzeugungen höher gelten würden, als seine irdischen Interessen — und Ludwig XVI. ward das Opfer dieser Furcht, dieses Argwohns, dieses Verdachtes! Il était suspect; das war in jener Schreckenszeit ein Verbrechen, worauf die Todesstrafe stand.

Dobgleich Napoleon die Kirche in Frankreich wieder herstellte und begünstigte, so galt doch sein eiserner Willenstolz für eine hinlängliche Bürgschaft, daß die Geistlichkeit unter seiner Regierung sich nicht allzusehr überheben oder gar zur Herrschaft emporschwinger würde: er hielt sie eben so sehr im Zaum wie uns andre, und seine Grenadiere, welche mit blankem Gewehr neben der Procession einher marschirten, schienen weniger die Ehrengarde als vielmehr die Gefangenschaftsescorte der Religion zu sein. Der gewaltige Imperator wollte allein regieren, wollte auch mit dem Himmel seine Gewalt nicht theilen, das wußte jeder. Im Beginn der Restauration wurden schon die Gesichter länger, und die Männer der Wissenschaft fühlten wieder ein geheimes Grauen. Aber Ludwig XVIII. war ein Mann ohne religiöses Bewußtsein, ein Wisling, der sehr dick war, schlechte lateinische Verse machte, und gute Leberpasteten aß; das beruhigte das Publicum. Man wußte, daß er Krone und Haupt nicht gefährden werde, um den Himmel zu gewinnen, und je weniger man ihn als Mensch achtete, desto größeres Vertrauen schloß er ein als König von Frankreich: seine Trivolitität war eine Garantie, diese schützte ihn selbst vor dem Verdacht, den schwarzen Erbfeind zu begünstigen, und wäre er am Leben geblieben, so hätten die Franzosen keine neue Revolution gemacht. Diese machten sie

unter der Regierung Karls X., eines Königs, der persönlich die höchste Achtung verdiente, und von dem man im Voraus überzeugt war, daß er, dem Heile seiner Seele alle Erbgüter opfernd, mit ritterlichem Muthe bis zum letzten Athemzuge für die Kirche kämpfen werde, gegen Satan und die revolutionairen Heiden. Man stürzte ihn vom Thron, eben weil man ihn für einen edlen, gewissenhaften ehrlichen Mann hielt. Ja, er war es, eben so wie Ludwig XVI., aber 1830 wäre der bloße Verdacht ebenfalls hinreichend gewesen, um Karl X. dem Untergang zu widmen. Dieser Verdacht ist auch der wahre Grund, weshalb sein Enkel in Frankreich keine Zukunft hat: man weiß, daß ihn die Geislichkeit erzogen, und das Volk nannte ihn immer le petit jésuite.

Es ist ein wahres Glück für die Juliusdynastie, daß sie durch Zufall und Zeitumstände diesem tödtlichen Verdachte entgangen ist. Der Vater Ludwig Phillips war wenigstens kein Frömmeler; das gestehen selbst seine ärgsten Verleumder. Er gestattete dem Sohne die freie Ausbildung seines Geistes, und dieser hat mit der Ammenmilch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts eingelesen. Auch lautet der Refrain aller legitimistischen Klagen, daß der jetzige König nicht gottesfürchtig genug sei, daß er immer ein liberaler Freigeist gewesen, und daß er sogar seine Kinder in Unglauben heranwachsen lasse. In der That, seine Söhne sind ganz die Söhne des neuen Frankreichs, in dessen öffentlichen Collegien sie ihren Unterricht genossen. Der verstorbene Herzog von Orleans war der Stolz der jungen Generation, die mit ihm in die Schule gegangen und wahrhaftig viel gelernt hatte. Der Umstand, daß die Mutter des Kronprinzen von Frankreich eine Protestantin, ist von unabsehbarer Wichtigkeit. Der Verdacht der Bigotterie, der der ältern Dynastie so fatal geworden, wird die Orleans nicht treffen.

Der Kampf gegen die Kirche wird nichtsdestoweniger seine große politische Bedeutung behalten. Wie gewaltig auch die Macht des Clerus in der letzten Zeit emporblühte, wie bedeutend auch seine Stellung in der Gesellschaft, wie sehr er auch gedehlt, so sind doch die Gegner immer gerüstet ihm die Stirne zu bieten, und wenn bei nächstlichem Ueberfall der Liberalismus sein „Bursche heraus!“ ruft, kommen gleich an allen Fenstern die Lichter zum Vorschein, und Jung und Alt rennt heran mit allen möglichen Schlägern, wo nicht gar mit den Pfäfen des Jakobinismus. Der Clerus will, wie er es immer wollte, in Frankreich zur Oberherrschaft kommen, und wir sind unparteiisch genug, um seine geheimen und öffentlichen Bestrebungen nicht den kleinen Trieben des Ehrgeizes, sondern den uneigennützigsten Besorgnissen für das Seelenheil des Volkes zuzuschreiben. Die Erziehung der Jugend ist ein Mittel, wodurch der heilige Zweck am klügsten befördert wird, auch ist auf diesem Wege schon das Unglaublichste geschehen, und der Clerus mußte nothwendigerweise mit den

Bezugnissen der Universität in Collision gerathen. Um die Oberaufsicht des vom Senat organisirten liberalen Unterrichts zu vernichten, suchte man die revolutionären Antipathien gegen Privilegien jeder Art ins Interesse zu ziehen, und die Männer, welche, gelangten sie zur Herrschaft, nicht einmal die Freiheit des Denkens erlauben würden, schwärmten jetzt mit begeisterten Phrasen für Lehrfreiheit, und klagen über Geistesmonopol. Der Kampf mit der Universität war also kein zufälliges Scharmügel, und mußte früh oder spät ausbrechen; der Widerstand war ebenfalls ein Act der Nothwendigkeit, und obgleich wider Willen und Lust, mußte dennoch die Universität den Fehdehandschuh aufnehmen. Aber selbst den gemäßigtesten stieg bald das kochende Blut der Leidenschaft zu Häupten, und es war Michelet, der weiche, mondscheininsanfte Michelet, welcher plötzlich wild wurde und im öffentlichen Auditorium des College de France die Worte ausrief: „Um Euch fortzujagen, haben wir eine Dynastie gestürzt, und ist es nöthig, so werden wir noch sechs Dynastien umstürzen, um Euch fortzujagen!“ — Daß eben Menschen wie Michelet und sein wahlverwandter Freund Edgar Quinet als die heftigsten Kämpen aufgetreten gegen die Clerikei, ist eine merkwürdige Erscheinung, die ich mir nie träumen ließ, als ich zuerst die Schriften dieser Männer las, Schriften, die auf jeder Seite Zeugniß geben von tiefster Sympathie für das Christenthum. Ich erinnere mich einer rührenden Stelle der französischen Geschichte von Michelet, wo der Verfasser von der Liebesangst spricht, die ihn ergreife, wenn er den Verfall der Kirche zu besprechen habe: es sei ihm dann zu Muth, wie damals, als er seine alte Mutter pflegte, die auf ihrem Krankenbette sich durchgelegen hatte, so daß er nur mit aller ersinnlichen Schonung ihren wunden Leib zu berühren wagte. Es zeugt gewiß nicht von jener Klugheit, die man sonst als Jesuitismus bezeichnet hat, daß man Leute wie Michelet und Quinet zum zornigsten Widerstand aufstachelte. Der Ernst möchte uns schier verlassen, indem wir diesen Mißgriff hervorheben, zumal in Bezug auf Michelet. Dieser Michelet ist ein geborner Spiritualist, Niemand hegt einen tiefern Abscheu vor der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, vor dem Materialismus, vor der Trivolität, vor jenen Voltairianern, deren Name noch immer Legion ist, und mit denen er sich jetzt dennoch verbündete. Er hat sogar zur Logik seine Zuflucht nehmen müssen! Haries Schicksal für einen Mann, der sich nur in den Fabelwäldern der Romantik heimisch fühlt, der sich am liebsten auf mystisch blauen Gefühls- wogen schaukelt, und sich ungern mit Gedanken abgiebt, die nicht symbolisch verummumt! Ueber seine Sucht der Symbolik, über sein beständiges Hinweisen auf das Symbolische, habe ich im Quartier Latin zuweilen sehr anmuthig scherzen hören, und Michelet heißt dort Monsieur Symbole. Die Vorherrschaft der Phantasie und des Gemüthes übt aber einen gewaltigen Reiz auf die studirende Jugend, und ich habe mehrmals vergebens versucht, bei

Monsieur Symbole im Collège-de-France zu hospitiren; ich fand den Hörsaal immer überfüllt von Studenten, die mit Begeisterung sich um den Gefeierten drängten. Seine Wahrheitsliebe und strenge Redlichkeit ist vielleicht ebenfalls der Grund, warum man ihn so ehrt und liebt. Als Schriftsteller behauptet Michelet den ersten Rang. Seine Sprache ist die holdseligste, die man sich denken kann, und alle Edelsteine der Poesie glänzen in seiner Darstellung. Soll ich einen Tadel aussprechen, so möchte ich zunächst den Mangel an Dialektik und Ordnung bedauern: wir begegnen hier einer bis zur Frage gesteigerten Abenteuerlichkeit, einem berauschten Uebermaß, wo das Erhabene überschlägt ins Scurrile und das Sinnige ins Läppische. Ist er ein großer Historiker? Verdient er neben Thiers, Mignet, Guizot und Thierry, diesen ewigen Sternen, genannt zu werden? Ja, er verdient es, obgleich er die Geschichte in einer ganz andern Weise schreibt. Soll der Historiker, nachdem er geforscht und gedacht, uns die Vorfahren und ihr Treiben, die That der Zeit zur Anschauung bringen; soll er durch die Zaubergewalt des Wortes die todte Vergangenheit aus dem Grabe beschwören, daß sie lebendig vor unsre Seele tritt — ist dieses die Aufgabe, so können wir versichern, daß Michelet sie vollständig löst. Mein großer Lehrer, der selige Hegel, sagte mir einst: wenn man die Träume aufgeschrieben hätte, welche die Menschen während einer bestimmten Periode geträumt haben, so würde einem aus der Lectüre dieser gesammelten Träume ein ganz richtiges Bild vom Geiste jener Periode aufsteigen. Michelets französische Geschichte ist eine solche Collection von Träumen, ein solches Traumbuch: das ganze träumende Mittelalter schaut daraus hervor mit seinen tiefen leidenden Augen, mit dem gespenstigen Lächeln, und wir erschrecken fast ob der grellen Wahrheit der Farbe und Gestalt. In der That, für die Schilderung jener somnambulen Zeit paßte eben ein somnambuler Geschichtschreiber, wie Michelet.

In derselben Weise wie gegen Michelet, hat gegen Quinet sowohl die clericale Partei als auch die Regierung ein höchst unkluges Verfahren eingeschlagen. Daß erstere, die Männer der Liebe und des Friedens, sich in ihrem frommen Eifer weder klug noch sanftmüthig zeigen würden, setzt mich nicht in Verwunderung. Aber eine Regierung, an deren Spitze ein Mann der Wissenschaft, hätte sich doch milder und vernünftiger benehmen können. Ist der Geist Guizots ermüdet von den Tageskämpfen? Oder hätten wir uns in ihm geirrt, als wir ihn für den Kämpen hielten, der die Eroberungen des menschlichen Geistes gegen Lug und Clerisei am standhaftesten vertheidigen würde? Als er, nach dem Sturz von Thiers, aus Nuder kam, schwärmten für ihn alle Schulmeister Germanias, und wir machten Chorus mit dem aufgeklärten Gelehrtenstand. Diese Hosanna-Tage sind vorüber, und es ergreift uns eine Verzweiflung, ein Zweifel, ein Mißmuth, der nicht auszusprechen weiß, was er

nur dunkel empfindet und ahndet, und der sich endlich in ein grümlisches Still-schweigen versenkt. Da wir wirklich nicht recht wissen was wir sagen sollen, da wir an dem alten Meister irre geworden, so dürfte es wohl am rathsamsten sein, von andern Dingen zu schwagen als von der Tagespolitik im gelangweilten, schläfrigen und gähnenden Frankreich. — Nur über das Verfahren gegen Edgar Quinet wollen wir noch unsere unmaßgebliche Mühe aussprechen. Wie den Michelet, hätte man auch den Edgar Quinet nicht so schnöde reizen dürfen, daß auch dieser jetzt, ganz seinem innersten Naturell zuwider, getrieben ward, das Christkind mit sammt dem Bade auszuschütten und in die Reihen jener Cohorten zu treten, welche die äußerste Linke der revolutionären Armada bilden. Spiritualisten sind alles fähig, wenn man sie rasend macht, und sie können alsdann sogar in den nüchtern vernünftigsten Rationalismus überschnappen. Wer weiß, ob nicht Michelet und Quinet am Ende die crassesten Jakobiner werden, die tollsten Vernunftanbeter, fanatische Nachfrevler von Robespierre und Marat.

Michelet und Quinet sind nicht bloß gute Cameraden, getreue Waffenbrüder, sondern auch wahrverwandte Geistesgenossen. Dieselben Sympathien, dieselben Antipathien. Nur ist das Gemüth des einen weicher, ich möchte sagen indischer; der andere hat hingegen in seinem Wesen etwas Verbes, etwas Gothisches. Michelet mahnt mich an die großblumig starkgewürzten Niesengebichte des Mahabharata; Quinet erinnert vielmehr an die eben so ungeheuerlichen, aber schrofferen und felsenhafteren Lieder der Edda. Quinet ist eine nordische Natur, man kann sagen eine deutsche, sie hat ganz den deutschen Charakter, im guten wie im üblen Sinne; Deutschlands Odem weht in allen seinen Schriften. Wenn ich den Hasver oder andre Quinet'sche Poesien lese, wird mir ganz heimathlich zu Muthe, ich glaube die vaterländischen Nachtigallen zu vernehmen, ich rieche den Duft der Gelbveiglein, wohlbekannte Glockentöne summen mir ums Haupt, auch die wohlbekannten Schellenkappen höre ich klingen: deutschen Tiefsinn, deutschen Denkerschmerz, deutsche Gemüthlichkeit, deutsche Matkäufer, mitunter sogar ein Bißchen deutsche Langeweile finde ich in den Schriften unseres Edgar Quinet. Ja, er ist der unfrige, er ist ein Deutscher, eine gute deutsche Haut, obgleich er sich in jüngster Zeit als ein wüthender Germanenfresser geberdete. Die rauhe, etwas täppische Weise, womit er in der „Revue des deux Mondes“ gegen uns loszog, war nichts weniger als französisch, und eben an dem tüchtigen Faustschlag und der echten Grobheit erkannten wir den Landsmann. Edgar ist ganz ein Deutscher, nicht bloß dem Geiste, sondern auch der äußern Erscheinung nach, und wer ihm auf den Straßen von Paris begegnet, hält ihn gewiß für irgend einen Halle'schen Theologen, der eben durchs Examen gefallen, und um sich zu erholen nach Frankreich gebümmert. Eine kräftige, vierschrötige, ungekämmt